

Und jedermann nahm eine Handvoll der Flammen mit heim und zündete die hundert Kerzen an dem Baume der Hoffnung an, den der grünschimmernde Engel jedem auf die Schwelle gestellt.

Welch ein seliger Schein strahlte von diesen hundert Flämmlein über die Menschen hin, die wieder von Liebe überströmten zu einander.

Das süßeste Wunder aber, das ihr schauen könnt in dieser heiligen Nacht — ist der göttliche Strahl, der in den Augen der Kindlein aufleuchtet aus dem schimmernden Lichtmeer der Gottesflammen am grünen Gezweige des duftenden Baumes, den der Bote des Friedens zur Erde brachte.

Franken im Munde älterer Dichter und Schriftsteller

Von Peter Schneider

(Schluß)

Um dieselbe Zeit nun, wo Goethe solchergestalt aus fränkischem Geist heraus und nach fränkischem Leben dichtete, vollzog sich in unserem Schrifttum eine bedeutende Wandlung. Als Gegenströmung zum Klassizismus setzte die Romantik ein, führte neben vielem anderen auch ein neues Ideal des Reisens herauf und brachte das Wandern zu Ehren auch bei Leuten, die nicht zu den Handwerksburschen und anderen fahrenden Menschen zählten. Ein neues Ideal des Reisens! Die Männer der Aufklärung, die Staats- und Volkswirtschaftler, ja auch die Kreise um Goethe hielten sich bei all ihrer oft scharfen Beobachtung von Land und Leuten doch dem Volksleben gegenüber zurück, hüteten sich vielfach mit dem „gemeinen Volk“ in nähere Berührung als sie der Umgang mit Kutschern, Postillionen und Hotelbedienten verlangte zu treten. Ganz anders die Romantiker. Sie wollten in Italien und anderen Ländern nicht nur antike Säulentrümmer schwärmerisch bestaunen, vor Laokoongruppen bewundernd stehen. Vergangenheit, Gegenwart, Natur und Volksleben floss für sie in einen großen Strom zusammen, in dessen Wellen sie untertauchen wollten. Der Romantiker sucht auch persönliche Erlebnisse im Volk des Landes, das er bereist. Die Wanderer der romantischen Zeit, sie träumen

„ . . . von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.“

Den durch die Romantik neu gestimmten Gemütern mußte Franken mit seinen tiefen Wäldern, seinen wundersamen, verträumten alten Städtchen, seinen Felsentälern und Ritterburgen als ein romantisches Land erscheinen, vorzüglich die Fränkische Schweiz, die in jener Zeit diesen Namen erhielt und nach dem Zeugnis der Schriftsteller in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein außerordentlich beliebtes Reiseziel war. Damals zeichnete ein Ludwig Richter ihre Felsenburgen, und auf seiner Darstellung des Schlosses Rabeneck ruht im Vordergrund,

auf die Harfe gestützt, ein greiser Sänger, indes die schwarzhaarige Begleiterin müde neben dem Reisebndel auf der grasigen Erde liegt.

Es ist schade, daß der große deutsche Dichter H e i n r i c h v o n K l e i s t nur kurze Zeit in Franken weilte; wir hätten sonst seiner für Romantik zugänglichen Seele sicher manche köstliche Schilderung zu danken oder manche deutliche Beeinflussung durch Franken festzustellen. So hat er nur im Jahre 1800 aus einem nicht ganz aufgeklärten Grunde in Würzburg einige Wochen zugebracht. Diesem Aufenthalt verdanken wir immerhin ein paar wahrhaft dichterische Schilderungen, deren eine auch deshalb hier wiedergegeben sei, weil Wr z b u r g in unserer Betrachtung noch keine große Rolle spielte.

„In der Tiefe liegt die Stadt wie in der Mitte eines Amphitheaters. Die Terrassen der umschließenden Berge dienen statt Logen, Wesen aller Art blicken als Zuschauer voll Freude herab und sangen und sprachen Beifall, oben in der Loge des Himmels stand Gott. Und aus dem Gewölbe des großen Schauspielhauses sank der Kronleuchter der Sonne herab und versteckte sich hinter die Erde — denn es sollte ein Nachtstck aufgeführt werden. Ein blauer Schleier umhüllte die ganze Gegend, und es war als wäre der azurne Himmel selbst herniedergesunken auf die Erde. Die Häuser in der Tiefe lagen in dunklen Massen da, wie das Gehäuse einer Schnecke. Hoch empor in die Nachtluft ragten die Spitzen der Türme wie die Fühlhörner eines Insekts, und das Klingeln der Glocken klang wie der heisere Ruf eines Heimchens; hinten starb die Sonne, hochrothglhend vor Entzücken, und das blasse Zodiakallicht umschimmerte sie, wie eine Glorie das blasse Antlitz eines Heiligen.“ —

Dies ist die erste g r o  e Schilderung, die Würzburg gefunden hat.

Es mag vielleicht auffallen, daß diese Stadt, die von der Dichtung und Schriftstellerei der neuesten Zeit so bevorzugt wird, in früheren Jahrhunderten viel weniger Lobredner als Bamberg und Nürnberg gefunden hat. Aber der Grund liegt klar zutage. Der landschaftliche Rahmen Würzburgs, schon frühzeitig entwaldet, steht hinter der Bamberger Gegend an Reiz weit zurück, und die Stadt selbst, eingeschlossen in ihren Mauering, mit einem Labyrinth enger, winkliger Gassen, ohne ihren Schlossgarten, ohne ihren Ringpark, ohne ihr Kppelle, ohne ihre ganze sinnenfreundige Barock- und Rokokokultur, ohne ihre Universität — stand ganz erheblich an Feinheit, Schwung und Geistigkeit hinter der heutigen Erscheinung zurück. Die ist nun allerdings in mancher Hinsicht unvergleichlich — t r o s der vielen Lobredner des 19. und 20. Jahrhunderts, die vielfach über eine leichte Bocksbeutelchwrmerei nicht hinausgekommen sind. —

Einige Jahrzehnte nach Kleists Würzburger Aufenthalt bereifte eine merkwürdige Persönlichkeit Franken. Es war der große Park- und Gartenknstler Frst H e r m a n n v o n P c k l e r - M u s k a u, bekanntlich der Schöpfer der modernen Landschaftsgrtnererei, aber auch fruchtbarer Schriftsteller, der in „Semilassos vorlestem Weltgang“ u. a. auch seine Reise durch Franken als Aristokrat und Mann von „Esprit“ geschildert hat. Franken kommt sehr gut bei ihm weg; man hat das Empfinden, daß sein sonst oft geubter, zuweilen hochnäsiger Witz dem biedereren Ernst des Frankenvolkes und dem bezwingenden Reiz der fränkischen Landschaft gegenüber verstummt. Von Eger her kam P. M. nach Alexandersbad und besuchte von dort auch Wunsiedel, die Heimat des unglücklichen Studenten Sand sowohl wie des Dichters Jean Paul. Die nächste Umgebung, in der Jean Paul aufwuchs, bringt P. M. nicht bel in Beziehung zu seinem Charakterbild.

„Jean Paul Geburtsstube . . . schien mir seltsam beziehungsreich zu seiner späteren Lebensausbildung. Sie ist auf den Ruinen des Donjons einer alten Raubveste erbaut. Daher kam die Romantik. Gegenüber liegt die Kirche. Von ihr die Frömmigkeit. Das Haus war eine Schule und sein Vater Lehrer in derselben. Dies entspricht seinem vielen Wissen und einem kleinen pedantischen Anflug. Zum point de vue seitwärts dient der Katskeller. Davon die Passion zum bayerischen Bier.“ —

Über Bayreuth, einen „freundlichen Ort, etwas tot“, gelangt P. M. nach Bamberg, das er in längerem Aufenthalt lieb gewinnt. Hier sieht er u. a. eines der Volksfeste jener Zeit, die großartig und großzügig waren im Vergleich zu den Erbärmlichkeiten, die man uns heutzutage unter dem Namen Volksfest noch oft zu bieten wagt, und von hier aus besucht er die Fränkische Schweiz, deren Schönheit er aufrichtig bewundert. Von Bamberg gehts mainabwärts über Hassfurt und Schweinfurt nach Saibach, wo er den neuen Park des Grafen Schönborn *t a d e l t* und die Konstitutionssäule bestaunt. In Würzburg macht auf ihn den tiefsten, nicht geahnten Eindruck der Schloßgarten, „wahrlich ein königlicher Garten im vollen Sinn des Wortes.“ Endlich erlebt er noch einen großen Augenblick in *A s c h a f f e n b u r g*. Bei seiner Schilderung Bambergs hatte P. M. über den Reiter im Dom, für uns eines der herrlichsten Werke deutscher Bildnerei, das sonderbare, aber nach dem damaligen Stand der kunstgeschichtlichen Forschung immerhin begreifliche Urtheil abgegeben: „Er sieht barbarisch genug aus, doch ist das Monument schwerlich sehr alt.“ In der Galerie des Schlosses zu Aschaffenburg aber erblickte er ein Gemälde, das ihm alle in der Voissieréschen Sammlung zu übertreffen schien, eine Zusammenkunft des heiligen Erasmus mit dem heiligen Mauritius. Nie war ihm der Standpunkt deutscher Malerkunst so hoch erschienen. Er erblickte hier „die kunstreichste Verschmelzung treuer Naturwahrheit mit idealer Auffassung und dem größten Reichthum an Individualität der Gestalten, alles umstrahlt von einer Hoheit und Würde, in einen solchen Glanz und Frische der Farbe gehüllt, daß man voll Ehrerbietung und Freude dem Genie huldigt, das so Herrliches hervorgebracht.“ Der Meister, dessen Namen er vorher nie gehört, wurde ihm als Matthias *G r ü n e w a l d* aus Aschaffenburg genannt.

Guter Pücker, du konntest dich glücklich preisen, noch im Jahr 1834 nach A. gekommen zu sein. Zwei Jahre später, und du hättest das herrliche Werk nicht mehr gesehen. Da hatte es schon München an sich gerissen. Denn was wäre ein so großer Kunstfriedhof wie die alte Pinakothek ohne einen echten Grünewald? —

Eine Beobachtung Pücklers noch sei angeführt, die fränkisches Menschentum betrifft und doppelt schwer wiegt, weil sie aus der Feder eines Norddeutschen stammt. Auf der Altenburg zu Bamberg hatte er einen heiteren Abend in Gesellschaft gebildeter Männer verlebt. Er schreibt:

„Die Unterhaltung war so lebhaft, daß wir noch beim Schein des Mondes auf dem Platz an der Mauer saßen und bald diesen und bald jenen Gegenstand mit Feuer abhandelten. Man findet hier schon mehr südliche Lebendigkeit als bei uns. Einer der Herren, der sehr gut sprach, obgleich zuweilen in Paradoxen, sprang häufig mit Leidenschaft auf und hielt uns förmliche Reden mit den Gestikulationen eines Italieners. Der Unterschied eines hiesigen Deutschen und der des Nordens ist so groß als zwischen ganz verschiedenen Nationen, und mir gefallen die hiesigen besser. Es ist mehr Natur, mehr Ursprüngliches in ihnen, und schon deshalb sind sie auch

anspruchsloser, wahrhaft geselliger. Es ist ein reinerer Stamm, weniger mit fremdem Blut gemischt als der Norden, weniger durch ein rauhes Klima und einen ärmligen Boden versauert.“ —

Drei Jahre nach Pückler bereifte Karl Leberecht Immermann Franken, und zwar in entgegengesetzter Richtung. Dieser wackere Dichtersmann, in dessen Wesen Klugheit, Humor und dichterische Lebensauffassung sich mischten, spricht von Franken noch wärmer und herzlicher als jener. Auch ihm gefallen die Menschen, insonderheit die Würzburger. „Die Menschen“, sagt er, „sind frei, offen, von natürlicher Höflichkeit; die gute Meinung sieht ihnen aus den Augen. Straßenlang gehen sie mit dem unbekannten Fremden, um ihn zurechtzuweisen, und sind dann mit einem Kreuzer zufrieden, oder auch zufrieden, wenn sie nichts bekommen. Männer, die den höheren Ständen angehörten, trafen zu mir heran, wenn ich betrachtend vor öffentlichen Gebäuden stand, und machten mich auf dieses und jenes aufmerksam.“ Sie haben ihm aber auch gelegentlich ihre Schmerzen geklagt, und Immermann verstand sie. Ganz klar erkannte er, daß die bayrische Regierung nach der „Annerion“ des fränkischen Hochstiftes falsch vorgegangen war. „An und für sich ist schon“, sagt er, „der Franke auf seinen uralten Namen stolz; er weiß sich etwas damit, daß der Bischof von Würzburg sich auch ausdrücklich Herzog von Franken schrieb. Die Bischöfe von Würzburg, welche zugleich auch meistens (7 mal) die Mitra von Bamberg trugen, sorgten sehr für das Land, und konnten dafür sorgen, weil die Administration dieser überreichen Gebiete höchst einfach war und keine Apanage die Einkünfte schmälerte — wo im Gegentheil das an Prinzen und Prinzessinnen gesegnete bayerische Königshaus gerade in dieser Rubrik außerordentlich viel verbraucht.“

Man hätte folglich bei der Säkularisation der fränkischen Bistümer die Sachen mit Sammetpfötchen anfassen sollen, da der Regierungswechsel ohnehin schon für die Verhältnisse der Leute drückend ausfallen mußte. Aber die bayerische hohe Administration war damals vom Geld- und Aufklärungszeifer besessen. Die Klöster wurden aufgehoben, die Stifter und Domkapitel aufs Genaueste beschnitten. Überdies aber kamen drei oder vier Commissarien von München daher; die nahmen alles Gold und Silber und die Edelsteine aus den Kirchen weg bis auf das zum Cultus unumgänglich Nothwendige.

Sobald man diese Saite berührt, strömen alle Lippen scheulos über; denn die Wunde blutet in der Erinnerung dieser kirchlich gesinnten Leute noch immer frisch fort

So hat sich Bayern in der Fruchtkammer des Reichs, wie Franken heißt, selbst sein Spiel verdorben, und das Regieren wäre doch gewiß hier sehr leicht gewesen.“

Mit diesem verkehrten Vorgehen Bayerns hängt es sicherlich zusammen, daß damals die Verehrung Preußens durch ganz Franken sehr groß war, wie J. feststellt; ganz ungesucht sprachen in Würzburg und Bamberg Leute verschiedener Stände in J.'s Gegenwart das Lob des preussischen Staates aus.

Mit solchem Verständnis für Wesen und Art der Franken bereifte Immermann ihr Land, genoß Aschaffenburg, Würzburg und Bamberg, kletterte trotz seines Körpers starker Fülle auf den Felsen der Fränkischen Schweiz vergnügt umher, tauchte unter Beschwerden in die wunderbaren Tropfsteinhöhlen hinab; im Vorland des Fichtelgebirges besuchte er die Fürstenzsche von Goldkronach (wo damals noch

Antimon gewonnen wurde), bestieg dann, wieder unter Beschwerden, den Ochsenkopf, rastete, schier beseligt, an der Felsenwiege des „fränkischen Schlanderers“, besuchte das Granitwirsal der Luisenburg und Wunsiedel, die Heimat Jean Pauls, den J. „nicht liebte“, wie er bei dieser Gelegenheit uns verrät. Noch vom Fichtelgebirg (von Vernet) aus schrieb er, in Erinnerung an den Zusammenfluß der Wiesent und der Aufseß, ein artiges Gedicht, jedenfalls eines der sinnigsten von den vielen, die jene herrliche Welt der Täler und der Felsen im Laufe der Zeit hat über sich ergehen lassen müssen.

Am 20s.

„Gieb mir, o Mädchen, die Hände und gehe zur Seite,
Folge mir kühnlich, mein Mädchen, wohin ich dich leite,
Laß uns die Lippen zum Knoten der Wonne verschürzen . . .“
Nein, ich fürchte mich, Knabe, wir möchten da stürzen.

Nah ist die Tiefe; sie dräuet den Schritten, zu munter;
Knabe, was gäb' es, wenn dorten wir glitten hinunter,
Wenn wir zu Falle da kämen, verwogenes Bübchen? . . .
„Ei, dann erständen wir wieder, mein liebliches Liebchen!“

Und schon sind sie geglitten die Klippen hinunter;
Nun da strudelt's ein wenig. — Dann wallen sie munter
Reinlich und schmuck in die Wiese und freudig zu Walde:
Liebe und Jugend erstehen vom Falle gar balde.

Es hatte Immermann „viel Resignation“ gekostet, „Erlangen und Rückerts Bekanntschaft, . . . Nürnberg mit all seinen altdeutschen Wundern aufzugeben.“ Denn, so urteilt der Altmärker Immermann (und sein Urteil wiegt schwer): „Franken ist wie ein Zauberschrank; immer neue Schubfächer tun sich auf und zeigen bunte, glänzende Kleinodien, und das hat kein Ende. Wer Deutschlands geheimste jungfräulichste Reize genießen will, muß nach Franken reisen.“

Doch wir haben mit Immermann und Pückler eigentlich einen zeitlichen Sprung gemacht. Vor diesen Männern waren drei Dichter aus Norden nach Franken gekommen und hatten als Gäste zum Teil Jahre lang hier gewohnt. Die flüchtigste dieser Erscheinungen für Franken ist Zacharias Werner gewesen, bei dessen Namen der literargeschichtlich gebildete Deutsche sogleich an seine Schicksalstragödie „Der 24. Februar“ denkt. Darüber hinaus war freilich Werner der einzige bei seinen Lebzeiten erfolgreiche Dramatiker der romantischen Schule. Dieser wandlungsfähige Mann, der als erster es gewagt hatte Luthers Gestalt zu dramatisieren (in seinem Drama „Martin L. oder die Weihe der Kraft“), trat später zum Katholizismus über, und wurde 1814 in Aschaffenburg zum Priester geweiht. Bei seiner Anwesenheit in Franken lernte er die Geschichte Heinrichs und Kunigundens näher kennen und schrieb das romantische Schauspiel „Kunigunde die Heilige“. Es wurde öfter aufgeführt, besonders in Bamberg. Rückert schreibt darüber in einem Brief an Schubert (12.2. 15):

„Ist denn die Wernersche Kunigunde noch nicht bei Ihnen gegeben worden? Für die Bamberger ist das ein gemachtes Fressen. Das ist eine barbarische Sudelköcherei.“ Im übrigen war mit dem Aufenthalt in Aschaffenburg Werners fränkische Gastrolle zu Ende.

In viel innigere Beziehungen zu Franken trat Karl Friedrich Gottlob Wegel aus Baugen, seit 1809 auf Hegels Antrag hin Redakteur des „Fränkischen Merkurs“ in Bamberg. Ein „trefflicher, gewissenhafter, unerschrockener Redakteur, ein Feind jeder Lüge, ein Unterdrücker des Gemeinen und Oberflächlichen, ein mutiger Verkündiger alles Edlen, Schönen und Guten“ ward Wegel ein Opfer des bayerischen Polizeistaates unter Montgelas, der freie Meinungsäußerungen nicht vertragen konnte, und hinterließ bei seinem Tod 1819 seine Familie der bittersten Not. Wegel hat in mehr als einem lyrischen Gedicht das Bamberger Land sinnig besungen; in den Lesebüchern hat sich mit Recht bis heute das Gedicht „Bamberger Wage“ forterhalten.

Der merkwürdigste aller Dichtergäste freilich, die je in Franken gelebt, war Ernst Theodor A. Hoffmann, der im Jahre 1808 als Kapellmeister ans Bamberger Theater berufen wurde und fünf Jahre lang, bis 1813, in Bamberg weilte. Heutzutage, wo man mit Recht den Dichter zu den Unsterblichen unseres Schrifttums rechnet, muß mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, was Bamberg und das fränkische Land und Menschentum für Hoffmann bedeuteten. Sie bedeuteten für ihn nicht weniger, als daß hier sein Schöpfergeist sich selber entdeckte und daß die Landschaft und die Menschen, die er hier kennen gelernt, unauslöschliche Eindrücke auf seine Seele machten und in fast allen seinen Werken mehr oder minder deutlich sich widerspiegeln. Der norddeutsche Jurist und Musiker Hoffmann ist in Süddeutschland, in Franken, in Bamberg zum Dichter geworden. Daran ändert nicht das mindeste die Tatsache, daß er die Bamberger Jahre zu den bösesten seines Lebens rechnen mußte, weil der Unverstand und die Mißgunst der großen Masse, die bittere Notdurft seiner Lebensführung und ein schmerzliches seelisches Erlebnis ihm den Bamberger Aufenthalt bitter gemacht haben. Von den Schatten des nahenden Todes schon umdüstert, erinnert er sich der Bamberger Jahre wie einer glücklichen Kinderzeit und schrieb zwangsläufig die schöne Geschichte von „Meister Johannes Wacht“, in der die ernstesten und die heiteren Erlebnisse seines Bamberger Aufenthalts, von der Erinnerung verklärt, mit verstärkter Macht lebendig wurden. Ich muß es mir hier versagen, alle die Erzählungen aufzuführen, in denen ich Eindrücke, Erlebnisse und Persönlichkeiten aus dem Bamberger Land nachweisen könnte; es sind mehr, als mancher zünftige Hoffmannforscher weiß. In den „Phantasiestücken nach Callots Manier“, in den „Elixieren des Teufels“, in den Geschichten der „Serapionsbrüder“, „in Kater Murr“ lebt und webt es von der reichen Romantik des Bamberger Landes, die für einen Hoffmann ebenso gut in der Kultur der Barockzeit als im Mittelalter beschlossen sein konnte. — „Gern möchte ich dich, günstiger Leser, unter jene dunkle Plantanen führen, wo ich die seltsame Geschichte des Bruders Medardus zum ersten Male las. Du würdest dich mit mir auf dieselbe, in duftige Stauden und bunt blühende Blumen halb versteckte, steinerne Bank setzen; du würdest so wie ich recht sehnsüchtig nach den blauen Bergen schauen, die sich in wunderlichen Gebilden hinter dem sonnigten Tal auf-türmen, das am Ende des Laubganges sich vor uns ausbreitet. Aber nun wendest du dich um und erblickst kaum zwanzig Schritte hinter uns ein gotisches Gebäude, dessen Portal reich mit Statuen verziert ist — durch die dunklen Zweige der Plantanen schauen dich Heiligenbilder recht mit klaren lebendigen Augen an; es sind die frischen Freskogemälde, die auf der breiten Mauer prangen. — Die Sonne steht glutrot auf dem Gebirge, der Abendwind erhebt sich, überall Leben und Bewegung.

Flüsternd und rauschend gehen wunderbare Stimmen durch Baum und Gebüsch: als würden sie steigend und steigend zu Gesang und Orgelklang, so tönt es von ferne herüber. Ernste Männer in weit gefalteten Gewändern wandeln, den frommen Blick emporgerichtet, schweigend durch die Laubgänge des Gartens. Sind denn die Heiligenbilder lebendig worden und herabgestiegen von den hohen Simsen? — Dich umwehen die geheimnisvollen Schauer der wunderbaren Sagen und Legenden, die dort abgebildet, dir ist, als geschähe alles vor deinen Augen, und willig magst du daran glauben.“ —

Also führt uns Hoffmann in den Garten des Kapuzinerklosters zu Bamberg und hält so das Bild eines weihervollen Fleckchens Erde fest, das die Zeit nach ihm ausgetilgt und durch eine Realschule in italienischer Renaissance samt ödem Turnplatz ersetzt hat. Aber auch Nürnberg ist dem Romantiker Hoffmann eine verehrungswürdige Stätte, und bedeutungsvoller als durch Romanschriftsteller wie Ebers, Lauff und Roquette ist die Stadt und ihr Bürgertum durch seine meisterhafte Erzählung „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen“ verherrlicht worden. Ganz stellt sich Hoffmann auf die Seite des biedereren Hans Schnepferer genannt Rosenblüt und seiner treuherzigen Verse:

„O Nürnberg, du edler Fleck,
Deiner Ehren Bolz steckt am Zweck,
Den hat die Weisheit daran geschossen,
Die Wahrheit ist in dir entsprossen.“

Und noch in dem Bruchstück einer seiner letzten Erzählungen, das man im Nachlaß fand, steigt groß und verehrungswürdig Albrecht Dürers Gestalt vor dem Hintergrund des lustigen Treibens auf der Haller Wiese und mit ihm Nürnbergs unsterbliche Zeit empor. —

Aber wo bleiben denn die heimischen, die angestammten Dichter aus Amadeus Hoffmanns Zeit? Hat Franken nur Fremde befruchtet? — Die Frage ist berechtigt. Freilich möchte ich Verwahrung dagegen einlegen, daß August Graf von Platen als „fränkischer“ Dichter bezeichnet wird. Dieser in Ansbach geborene Sproß eines altpommerischen Adelsgeschlechts, dessen Vater nur durch Zufall nach Franken geführt wurde, hat nur mit seinem Leib in Franken gelebt. Von Natur mit ausgesprochen niederdeutschen Eigentümlichkeiten ausgestattet, ist er nie in Frankens Volkstum irgendwie eingedrungen. Daß ihm dazu auch jede Neigung fehlte, verrät er uns selber deutlich genug, wenn er in seinem Tagebuch gelegentlich verzeichnet, daß er bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Wernbeck einen Braunschweiger kennen lernte und sich dabei freute den niedersächsischen Dialekt zu hören, den er immer am liebsten hörte und nach dem er seine eigene Sprache bildete. Aber auch die fränkische Landschaft war für diesen stillen Würzburger Studenten so gut wie verloren. Zwar hat er die Spaziergänge in Würzburgs nächster Umgebung — teilweise mit Vorbehalt — zu schätzen gewußt und sich einmal bei einem späteren Besuch der Stadt sogar zu dem Eintrag in sein Tagebuch verstiegen: „6 Tage in Würzburg, ein schöner Traum! Der letzte Frühling meines Jugendlebens.“ Aber wenn er durch Franken fährt, hat er ja seinen Kopf in Büchern vergraben. „Es scheint fast ich lebe nur um zu lesen, oder ich lebe nicht einmal, ich lese nur.“ Bei einem Ausflug auf den Schwanberg (den er fälschlich Schwabenberg nennt), unterhält er sich mit Nees über spanische und portugiesische Literatur, deutsche Sprache, die nordischen Dialekte, Purismus, äußere Formen der Poesie, Versmaße der Alten und Neuen, Calderon, Camoëns.“ Das ist kein fränkischer

Wandersmann. Erst unter Führung von Menschen, die mit Lust ins Leben sahen, öffnen sich seine Augen wie aus einem Schlafe und dann ruft er etwa aus: „Der Aufenthalt mit *N ü c k e r t* in Nürnberg war höchst interessant. Ich kann wohl sagen, daß ich in dieser Gesellschaft zum ersten Mal das wunderbare Nürnberg mit seinen Kunstschätzen, Brücken und Gärten, Lindenalleen und schönen Bäumen, Wahrhaft genossen habe.“ Und so werden wir in Platens Werken auch kaum einen greifbaren Niederschlag fränkischer Herkunft suchen dürfen.

Anders steht es bei *J e a n P a u l* Friedrich Richter, dem Sohn des Fichtelgebirgs, der „kleinen, aber guten, lichten Stadt“ Wunsiedel. Zwar bin ich nicht ganz damit einverstanden, wenn dieser Dichter gelegentlich als der „bedeutendste Sänger fränkischer Eigenart“ bezeichnet wird. Schon die Herkunft Jean Pauls aus dem „Sechsamterland“, das seiner Sprache nach dem oberpfälzischen Stamme zugehört, läßt seine fränkische Stammeszugehörigkeit als zweifelhaft erscheinen; auch seine Lebensart ist kaum fränkisch: das „ungebändigte Naturburschentum“, das er in seinen jüngeren Jahren zur Schau trägt, ist am allerwenigsten in Franken zuhause. Und sein *W e r k* läßt im großen gerade das vermissen, was gute Beobachter längst als fränkische Gabe in Kunst und Schrifttum erkannt haben: die *G e s t a l t u n g s k r a f t*, der die große Linie gelingt auch in Verzicht auf köstliche Einzelheiten und Feinheiten. Dies vorausgeschickt, muß aber doch anerkannt werden, daß Jean Paul für einen Teil des fränkischen Landes eine ganz besondere Bedeutung zukommt. In den Werken dieses Idyllikers lebt zumeist die Welt des *F i c h t e l g e b i r g e s* und seiner Umgebungen, leben Wunsiedel, Hof und Bayreuth, vor allem aber das traute Dörflein *J o d i z a*. d. Saale, wo er die schönsten Kinderjahre verbracht, ein rührendes, erinnerungsverklärtes, vielleicht unsterbliches Leben. Seine *S e e l e* enthüllt Jean Paul in den wunderbar zarten Worten: „Liebes Dörflein! Du bleibst mir teuer und wert! Zwei kleine Schwestern ließ ich in deinem Boden. Mein zufriedener Vater hat auf ihm seine schönsten Sonntage gefunden, und unter dem Morgenrot meines Lebens sah ich deine Fluren stehen und glänzen. Zwar sind deine mir wohlbekannten Bewohner, deren ich denken will, längst fortgegangen wie mein Vater, aber ihren unbekannten Kindern und Enkeln wünscht mein Herz, es gehe ihnen wohl, und jede Schlacht ziehe weit von ihnen vorbei.“ Und so können wir Jean Paul einen fränkischen *H e i m a t* dichter nennen; nennen wir ihn den größten! Zur *Z u s a m m e n f a s s u n g* der fränkischen Welt fehlte ihm jede äußere Veranlassung, jede innere Nötigung. Dem Dichter Jean Paul ist der Mensch *H e i m a t m e n s c h* oder er ist ihm nichts, und diese Heimat ist ihm mit hundert Quadratfuß groß genug. Überfliegt Jean Paul die engen Grenzen der Heimat, dann sind es nicht stammestümliche oder völkische oder allgemein menschliche Gesichtspunkte, die seinem Empfinden und seiner Schöpfung Größe verleihen: dann ist es des Dichters eingeborene unendliche Liebe zur *N a t u r*, in deren Schilderung er allerdings einzig steht auf fränkischer, vielleicht auf deutscher Erde. Aber es ist nicht Goethes elementares Naturempfinden, das den Strom alles Lebens und Webens beglückt durch sich selber rinnen fühlt; ihm steht die Natur als etwas unendlich Großes *g e g e n ü b e r*.

Will man nun, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, einen Dichter wirklich als „den bedeutendsten Sänger fränkischer Eigenart“ bezeichnen, so kann dies kein anderer sein als *F r i e d r i c h N ü c k e r t*. Geboren im Herzen des Frankenlandes, in der alten Reichsstadt Schweinfurt, väterlicher wie mütterlicherseits aus echtem,

altem Frankenstamm, hat er in seinem langen Leben (1788—1866) nur zweimal etliche zusammenhängende Jahre außer Franken zugebracht. Ein Freund der Geselligkeit, heiter und frei, duldsam mit einer Neigung zu überlegenem Spott ohne ägende Schärfe, weltumspannender Gedanken fähig, leicht heimisch und sicher in Sprache und Schrifttum fremder, ja fremdster Völker — so stellt er sich als echten Franken neben Goethe, und wenn er an Größe des Werks hinter diesem zurückstand, so übertraf er ihn an Bewußtheit seines Stammestums. Das fränkische Volk, mit dem er eine lebendige Zusammengehörigkeit fühlte, kannte Rückert in allen seinen Ständen. Er kannte den Adel und das Landvolk Frankens, die Beamten und die Lehrer; er kannte die Künstler, die Dichter. Er kannte das protestantische Pfarrhaus und das katholische Kloster von innen. Er kannte und sprach die fränkische Mundart, und wie er in seinen Dichtungen sehr viele Mundartwörter Frankens verwendet, so klingen ganze Satzfügungen, ganze Wendungen ausgesprochen fränkisch.

Zu der Zeit Rückerts schien freilich der Name Franken als lebendiges Wort für immer aus der Geschichte ausgetilgt. Denn das Frankenland war, unter den Stürmen der napoleonischen Zeit, wie eine reife Frucht dem Staate Bayern in den Schoß gefallen. Aber freilich nicht ganz. Auch andere hatten glückliche Hände, und so wurde an der Stelle der alten Zersplitterung eine neue gesetzt. Es muß sich noch zeigen, ob diese Zersplitterung für unser Volkstum nicht die verhängnisvollste von allen war. Wie schwer, wie außerordentlich schwer fällt es heute sehr vielen Stammesgenossen sich die politischen Grenzen wegzudenken und zu fühlen, daß die Leute von Meiningen, von dem sogenannten „Schwäbisch-Hall“, von Erailsheim Franken sind! Wie viele wissen überhaupt nicht, daß es ein württembergisches, ein badisches Franken gibt, daß Meiningen die altfränkische Grafschaft Henneberg ist, daß das „sächsische“ Vogtland in der Hauptsache fränkisch besiedelt ist! Zudem ging der bayerische Stggt, in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein zentralistisches Ungeheuer, bewußt daran in den neu erworbenen Provinzen die alten geschichtlichen Erinnerungen auszutilgen. Der Name Franken ward abgeschafft, und nach fader französischer Art wurden die Mainlande in den Obermain-, den Untermain- und den Rezatkreis eingeteilt. Als Ludwig I., mit lebhafterem geschichtlichen Sinn begabt, die Namen Ober-, Mittel- und Unterfranken wenigstens als Namen von Reg.-Bezirken wieder einführte, war es fast schon zu spät. Auch zog München alle literarischen, alle künstlerischen Kräfte an sich; die fränkischen Lande darboten. Die Provinzmuseen, die säkularisierten Stifter wurden ausgeräubert. Viele Beamte fränkischen Stammes wurden der Heimat entfremdet. Ein innerlich unwahres Bayerntum wurde gegüßet. Die Folgen für das bewußte Schrifttum des 19. Jahrhunderts waren betrübend. Nichts, was nach kräftiger stammeskundlicher Eigenart schmeckte, nichts! Noch weniger als die Einheimischen wußten zuletzt die Fremden vom fränkischen Stammestum. Es war bis in die jüngsten Tage unbekannt, daß es so etwas wie eine fränkische Kultur gebe. So konnte ein Walter v. Molo unseren Mar Dauthendey einen „sinnenfrohen Bayern“ nennen, was ähnlich wirkt, wie wenn ich Gerhard Hauptmann einen tüchtigen Preußen nennen wollte. Bis auf die jüngsten Tage wagten es manche Roman-Schreiber in der Darstellung ihrer an sich fränkischen Stoffe nicht, etwas von Franken verlauten zu lassen. Ein bekannter Moderoman der Gegenwart, „Die Heilige und ihr Narr“ von Agnes Günther,

spielt auf altfränkischem Boden, im alten Fürstentum Hohenlohe. Aber dem Wort „Franken“ ging die Verfasserin ängstlich aus dem Wege, so deutlich auch sonstige Hinweise sind. Denn das Ländchen gehört heute zu Württemberg, und in diesem Lande soll und muß alles schwäbisch oder — namenlos sein.

Freilich gab es auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Männer, die einen Begriff von Frank en hatten. Es waren die Vertreter jener Wissenschaft, die als eine der schönsten Blüten aus der Romantik entsprossen war, der deutschen Sprach- und Altertumswissenschaft. Ein solcher Vertreter ist Viktor von Scheffel gewesen, und es traf sich auch für Franken glücklich, daß dieser Mann zugleich Dichter war. Gegenüber der Schloßruine Heidelberg steht er im Denkmal als Wandersmann vor uns, und kein glücklicheres Denkmal ist jemals erfunden worden. Dieses neue Geschlecht von Wanderern, diese Scheffel, W. H. Riehl, diese Müllenhoff, diese Steub, sie waren anders als die Reisenden um Goethe und Herder, anders als die Tieck und Wackenroder, anders als die Zimmermann und Pückler-Muskau. Nicht rationalistisch beengt, nicht klassizistisch eingestellt, nicht romantisch überschwänglich, nicht jungdeutsch witzig, suchten sie der Seele des Volkes näher zu kommen, Sprache und Sitte des Volkes aus ihren tiefsten Beweggründen heraus zu begreifen; auch darzustellen. Gerade seit der Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt eine Reihe von wertvollen Einzeldarstellungen deutscher Länder, die, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, weit von der feuilletonistischen, ästhetischen oder wandervogelmäßigen Art unserer Tage entfernt sind. W. H. Riehl schreibt außer seinem berühmten Werk „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik“, das ganz Deutschland umfaßt, sein köstliches Buch „Die Pfälzer“ (1857); unter seiner, später unter Felix Dahns Leitung erschien 1859–67 die „Bavaria“, eine umfassende geographisch-ethnographische Schilderung Bayerns in 5 Bänden; Hermann Allmers schrieb 1858 sein „Marschenbuch“, das Land und Menschen an der Elbe- und Wesermündung geistvoll schildert. Der wackere Pfarrer Leopold Höhl wurde als „Rhöntroubadour“ der treffliche Schilderer eines bis dahin mehr gemiedenen als gesuchten fränkischen Gebirges, dessen Ruhm er begründet hat; und G. Brückner ließ schon 1851 seine „Landeskunde des Herzogtums Meinigen“ erscheinen, ein Werk voll tiefschürfender Gelehrsamkeit, aber auch voll sicherer Urteile über Land und Leute des alten Grabfeldes, sodaß es noch heute als achtungsgebietende, für die Erkenntnis des fränkischen Volkstums bedeutsame Leistung dasteht. „Wie die fränkische Sprache“ sagt Brückner „weniger flüssig und leicht ist als die thüringische, so hat der Franke die große Leichtigkeit und Beweglichkeit, die Gemütlichkeit und Freigebigkeit, die Gefangenslust und Naturverherrlichung in dem Grade nicht, als sie dem Thüringer innewohnt, dagegen hat er mehr politischen Sinn, mehr Witz und Humor, und deshalb weiß er mehr zu politisieren, zu necken und zu schimpfen, wozu er an 800 Schimpfwörter und eine große Zahl von Scherzreden mit scharfem und stumpfem Stachel besitzt. Bei der Arbeit singt er nicht, wie der Thüringer, sondern ist stumm, selbst beim gepriesenen Bierkrug kann er behaglich still sitzen, doch ist er zum Scherzen und Necken stets schlagfertig. Bierstuben und abendliche Bankfiguren sind für ihn Schlachtfelder. Nicht leicht verletzt, läßt er sich mit seinem Schwertmaul und seinen Haaren auf den Zähnen nicht gleich in einen Strohhalbm schwärzen, hat Stich gegen Stich, Schimpf gegen Schimpf, hängt dem Andern eins an, trumpt, naß,

führt an, ugt, zieht auf, foppt, hänselt, narrt oder hat zum Besten, bringt endlich zum Lachen, denn wer zuletzt lacht, hat die beste Kirchweih gemacht. Aber nicht bloß Einzelne gegen Einzelne, selbst Gemeinden treten neckend gegen Gemeinden auf, ja das Volk legt seinen Wig in einzelnen Orten gleichsam zu stehenden Kapitalien an, weshalb die fränkische Seite des Landes drei solcher Wigablagerungsorte (Wasungen, Ummerstadt, Schnett) hat. Der Wig beschränkt sich indes nicht bloß auf das Wort, er geht aus sich heraus und wird zur Festsingsnatur in Verstellung und Verkleidung zur heiligen Christzeit, zur „Kirms“ und auf Hochzeiten. Der Franke ist zwar schärfer im Urtheil, aber nicht so tief, warm gemüthlich wie der Thüringer, daher auch nicht so weich, so teilnehmend und aufopferungsfähig und ebendaher besitzt er mehr Neigung für Wissenschaft, als für Kunst, weshalb aus ihm viel Gelehrte, aber kein namhafter Dichter, nur wenig tüchtige Musiker und Maler hervorgegangen sind. Wie der Thüringer, so ist auch er tätig und kirchlich, hält aber auch auf seine Feierzeit, auf das behagliche „Spillgenn“ und im Gegensatz zur nackten Wirklichkeit wiegt er sich gern in Aberglauben ein.“ Bei dieser Darstellung, die offenbar im Kern richtig ist, möge man nicht vergessen, daß Brückner nur die Franken des Grabfeldes im Auge hat; doch gilt das meiste sicherlich auch für den ganzen Frankenstamm, abgesehen natürlich von der nicht einmal für das Grabfeld zutreffenden Bemerkung über fränkische Kunst. Viktor Schöffel insbesondere war der frischeste und fröhlichste Wandersmann, und in diesem Geist ist er zu guter Sommerzeit nicht nach „Nord-Bayern“, sondern ins Land der „Franken“ gefahren. In diesem Geist läßt er seine Damberegischen Domhorknaben in die Täler, die Schlösser und die Herbergen des Frankenjura einfallen. Die Poesie einer fränkischen Wallfahrt, wie sie mit wehenden Fahnen und Gesang aus gottgesegneter Landschaft auftaucht und vorüberzieht, hat er in seinem berühmten Lied als erster so kurz als schön gemalt. Ihm ist es, und ihm allein zu verdanken, wenn der sagenberühmte Staffelberg einer der bekanntesten Berge Deutschlands geworden ist. Der Südrheinfranke Schöffel konnte es sich auch gar nicht anders denken, als daß in ostfränkischen Herzen eine starke, bekenntnisfrohe Liebe zum fränkischen Land wohnen müsse. Im gewitterhaften Abenddämmern läßt er den Parzival-Sänger des deutschen Mittelalters durch ernste fränkische Landschaft reitend sprechen:

„In des Abends legtem Funkeln
Reit' ich durch mein Frankenland,
Nächtiges Gewitterdunkeln
Säumt der Waldgebirge Rand;
Wind und Wolken ziehen weiter,
Und ich zieh' den Wolken nach,
Und man kennt im Land den Reiter,
Wolveram von Eschinbach.“

Und seinen Banzer Mönch Nicodemus läßt er aus trüber Schwermut Genesung finden durch einen herrlichen Sommermorgen im Maintal mit Felswand, Kornfeld, Schnittern und Glockengeläut. Niederkniend ins betaute Niedgras ruft er in die sonnengoldene Frühe hinaus:

„Diese Gottessonne konnt' ich hassen,
Schwarz sehn diese lichte Gotteswelt?
Aus dem Haupt entflieht's wie Morgennebel,
Von den Augen fällt's wie böse Schuppen,

Hell und sehend bin ich wie Tobias.
Sei gegrüßt mir, Tal, im Morgenlichte,
Grüner Berg und Silberaum des Maines,
Altes, gutes, liebes Frankenland!" —

Also der geborene Karlsruher Viktor Scheffel, der erste wirkliche Herold Gesamt-Frankens in der neueren Zeit. Den Bedürfnissen eines erwachten heimatlichen, richtiger stammestümlichen Sinnes genügt freilich alles, was wir heute anführen konnten, noch nicht völlig. Der Stammesfremde mag noch so begeistert, so überzeugt vom Lande und von den Leuten singen: man hört es gerne, nimmt es geschmeichelt hin, verweist gegebenenfalls darauf. Aber es fehlt da noch ein letztes. Es fehlt noch das eine, daß ein Sohn der heimatlichen Scholle auf die Gefahr hin, daß man ihn belächle, daß man ihn der Übertreibung zeihe, seinem Heimatlande aus übergelbem Herzen znruf: „Land meiner Väter, du bist aller Länder allerschönstes, ich liebe dich! Volk, aus dem ich entsprossen, du bist aller Völker allerbestes, alledelstes, ich liebe dich!“ Und dies mutige Liebesbekenntnis, die Krone aller Heimatdichtung, hat gewagt M i c h a e l G e o r g C o n r a d aus Gnodstadt bei Marktbreit. Heimat- und Stammesliebe spricht schon aus seinem Roman „Der Herrgott am Grenzstein“. Dieses Buch bleibt trotz einiger künstlerischer Bedenken in unserem fränkischen Schrifttum eine bedeutungsvolle Erscheinung. Einen Krebschaden der fränkischen Lande, die Zersplitterung, sucht der Verfasser an der Gegensätzlichkeit zweier Nachbardörfer zu zeichnen. Alles ist auf dieses im Blut liegende, durch die Bekenntnischranken maßlos gesteigerte Krähwinklertum aufgebaut. Wie es überwunden, wie die kleinliche Enge des Gesichtskreises erweitert werden kann, dies zu zeigen ist eben die Absicht des Romans. Darüber hinaus wird — damals ein Vorstoß in ein noch unbekanntes Gebiet — der Versuch unternommen die fränkische Art aus der Landschaft zu erklären. Lehrer Reinhart stellt an den Professor Sandberger die bedeutungsvolle Frage: „Herr Professor, gibt es einen geologischen Grund für die Vernachlässigung alles Fränkischen durch die Franken, sofern es nicht ess- und trinkbar ist?“ Darauf der Professor: „Ein gewisser Mangel an Tiefe des Stammesgefühls ist bei den Franken nicht zu leugnen. Geringe Tiefe scheint überhaupt ein charakteristischer Zug zu sein. Der Meeresteil sogar, der die Frankenerde überspülte, scheint nur geringe Tiefe gehabt zu haben . . . Keine heftigen Strömungen. Kein aufwühlender Wellengang. Keine Dämonie in der Tätigkeit des Wassers. Versandung, Verkeuperung, Vergipfung, Verkalkung.“ — Es ist Liebe zum Heimatstamm, was diese Gedankengänge erzeugte, und der brennende Wunsch, daß das Heimatvolk von der Geringschätzung des Heimischen sich zu starkem Stammesgefühl erheben möge. Aber sein schönstes Liebesbekenntnis hat er niedergelegt in dem Hymnus „Heimat“, der mit den Worten schließt:

„Von Nürnberg in alter Wunderpracht
Bis Frankfurt, wo uns Goethe erstand,
Hinauf nach Bayreuth, der Festspielstadt,
Lebt je ein Mensch im deutschen Land,
Dem drob nicht das Herz im Leibe lacht
Und wird des Ruhmens jemals satt?
Wißt ihr's besser? Sagt mir's doch!
Immer und ewig: Franken hoch!
Nichts, wo ich auch suchte, kommt dir gleich,
Meine Jugendsonne, mein Friedensreich!“ —

Also sang als bodenständiger Herold Frankens Michael Georg Conrad, und mit ihm, der als Einziger von allen Genannten wie lebend in unsere Gegenwart hereinragt, sei die Reihe der Schilderer fränkischen Landes und Volkes abgeschlossen. Denn was sonst im jüngsten Menschenalter von Landsleuten und Stammesfremden in der Schilderung fränkischer Art geleistet wurde, verlangt eine eigene Darstellung, die wir uns vorbehalten. Das eine nur sei heute festgestellt, daß von den Vielen eine kleine Zahl wirklich Begnadeter über die äußerliche Schilderung von Bergen und Burgen, von Städten und Dörfern und auch über die ästhetische Auswertung von Stimmungen vorgebracht ist zur Seele unseres fränkischen Volkes.

Und zur Seele des fränkischen Volkes vorgebracht ist auch der große Schwabe Friedrich Schiller, dessen Manen den Ausklang meiner Worte geleiten mögen. Zum Ausdruck seiner Erkenntnis genügten ihm, nach großer Männer Art, zwei kleine Verszeilen. Dieser Mann hatte in der schlimmsten Zeit seines Lebens äußere Sicherheit und innere Ruhe gefunden in einem entlegenen Winkel des fränkischen Landes, in Bauerbach bei Meinigen. Und während er in seinem Distichenkranz „Die Flüsse“ fast für alle deutschen Gegenden, Thüringen ausgenommen, mehr oder minder gelinden Spott hat, spendet er dem fränkischen Volk aufrichtige Anerkennung. Er läßt den Main sagen:

„Meine Burgen zerfallen zwar; doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.“

Dieses Schillerwort ist nun zwar schon oft angeführt worden, und man hat sich dabei in der Regel wohl auch etwas vorgestellt; aber sicherlich hat man oft nur an eine Art von Konservatismus gedacht, an das, was man sonst auch „altfränkisch“ zu nennen pflegt. Aber das Wertvolle, dessen sich Schiller bewußt wurde, besteht nicht darin, daß in Franken noch einige Tausend Bäuerinnen Sonntags in der alten prächtigen Tracht zur Kirche gehen. Ja, in Franken lebt noch das alte Geschlecht. Denn wir sind im tiefsten Kern uns gleich geblieben in allen Wandlungen der Geschichte. Gewankt hat das Frankenvolk oft unter den Geißelhieben schlimmer Zeiträume, aber es ist nie zu Boden gesunken, und hat auch niemals der Welt das sonderbare Schauspiel geboten, daß es bei unerwarteten Schicksalen plötzlich ganz anders erschien als alle Welt bisher von ihm geglaubt. Diese Seelenruhe ist Äußerung ernststen und reifen Wesens. Möge es aus den Werken fränkischer Dichter dem reifen Leser fort und fort tief und ruhevoll ent-

Café Wien
Weinstube Neidel
Café Schönborn

zum Besuche empfohlen.

Bohlander

Ein Umschwung

in den medizinischen Anschauungen
und Heilverfahren

durch Sepdelenopathie

(das neue biologische Heilverfahren)
Beschreibung und Literatur stehen
kostenfrei zur Verfügung!

Sepdelenwerk Kreuznach
Versand der Broschüren und Heil-
mittel durch:

Pfauenapotheke Würzburg

Zellerstr. 3 an der alten Mainbrücke / Telef. 2770

IHRE Tapeten

kaufen Sie natürlich
wie immer bei

Rossat-Geiller

am Dom

gegenklingen: „Unsere Tannen sind hoch, unsere Eichen sind stark, unser Granit ist hart — und wir sind nicht umzubringen!“ Aber für die zarten Mägdlein und für die rüstigen Frankenbuben, die wir in böser Zeit zum Licht müssen emporwachsen sehen, für diese soll's daraus singen und klingen: „Die Wälder unseres Frankenlandes sind schön, seine Weizenfelder sind fruchtbar, es grünt und blüht in seinen Gärten — und für jede Blume hat der Himmel eurer Heimat noch ein wenig Sonnenschein! Wachset und blühet und geleitet einst den zitternden Fuß eurer Großväter hinein ins heilige Land einer neuen, glücklichen Zeit!“

Junge deutsche Bühne

Von Peter Schueider

Als 3. und 4. Bändchen der Dramenreihe konnte ich mir „Das gelobte Land“ von Hermann Gerstner und „Gilgamesch“ von Julius Maria Becker auf den Tisch legen.

I.

In Gerstners Gelobtem Land sehen wir eine junge Filmschauspielerin, Margrit Hocht, zwar von starker Liebe zu dem jungen, armen Musikstudierenden Stefan Torste erfüllt, aber auch von dem begreiflichen Sehnen nach Erfolg und Ruhm in der großen Welt bewegt. Daher folgt sie nach einigem Seelenkampf dem Sohn eines amerikanischen Filmunternehmers, Francis Winter, der die begabte Margrit auf zwei Jahre beim Unternehmen seines Vaters in wichtigen Rollen zu verwenden verspricht. Der ganz niedergeschmetterte Stefan will ihr nach Amerika folgen; er erlangt mit Hilfe eines russischen Schiffsheizers eine Anstellung als



NAHMASCHINEN

Alleinverkauf bei

Chr. Plettinger, Würzburg

Semmelstr. 4 Tel. 5322.

Waldflora Kräuterkuren

Nr. 0. Bei: Gicht, Rheumatismus, off. Beine etc.
Nr. 1. Zuckerkrankheit, 4: Chron. Nierenleiden
5: Lungenleiden, 6: Steinleiden, 8: Magenleiden
9: Nervenleiden, 10: Stuhlverstopfung 11: Fett-
leibigkeit. Erhältlich:

„Mariendrogerie“

Gg. GEIGER, vorm. Carl Koch
WÜRZBURG

Kur f. 4 Wochen 3.— Versand n. auswärts.

M. Hassauer

Würzburg

am Vierröhrenbrunnen

Uhren und Schmuck

• Seit 60 Jahren bestehend